Kriegsgefangener auf Gibraltar und der Insel Man.

Tagebuch eines Amerikaners. Von Dr. Chas. L. Hartmann.

(13. Fortsetzung.)

Dr. Siemer ist Redakteur der hiesigen Lager-Zeitung „Das Camp-Echo". In sämtlichen Lagern geben die Gefangenen Camp-Zeitungen heraus, welche natürlich unter der Zensur des Kommandanten stehen, ohne daß letztere allzu strenge betrieben wird. Die Qualität dieser Zeitungen ist eine sehr verschiedene; einige ganz ausgezeichnet, andere mehr oder weniger banal. Die beste ist die Knockaloe Zeitschrift „Quousque tandem", welche auch sehr gut illustriert ist. Ich habe eine Sammlung dieser Zeitungen angelegt, welche eine sehr wertvolle Erinnerung bilden.

Freitag, 19. November 1915. Bei Tisch gebot der Kapitän durch Anschlagen an sein Glas Stillschweigen:

Meine Herren, ich will Ihnen zur Erinnerung bringen, daß heute vor einem Jahre sechs unserer Kameraden hier gefallen sind. Ihr Tod war ebenbürtig dem auf dem Felde der Ehre. Erheben Sie sich und weihen Sie denselben ein gutes Angedenken.

Ich danke Ihnen.

Es handelte sich um das Gedächtnis jener, welche durch ein von den englischen Zeitungen als Meuterei dargestelltes beiderseitiges Mißverständnis den Tod gefunden hatten. Ich habe mich bemüht, aus den etwas widerstreitenden Angaben von Augenzeugen mir ein klares Bild zu machen.

Am 17. November letzten Jahres gingen die Gefangenen Kapitäne des Upper-Camp zum Kommandanten, um sich im Auftrage ihrer Leute über die Qualität des Essens zu beklagen. Dasselbe war damals einem Politiker der Insel zu einem Pauschalpreis per Kopf übertragen worden, und dieser gewissenlose Kontraktor suchte einen möglichst großen Gewinn herauszuschlagen, indem er den Gefangenen verdorbene Fische und andere vollständig ungenießbare Kost lieferte. Für Internierte ist natürlich die Essenfrage eine sehr wichtige. Die Leute fühlten sich dadurch sehr unglücklich.

Der Kommandant hatte gerade seinen Gichttag, und er sagte dem Oberkapitän: „Get out" (Hinaus mit Euch!). Die Behandlung der Sache und die schroffe Abweisung ihrer gerechten Beschwerde machte die Gefangenen nur noch viel aufgebrachter. Man setzte eine Bittschrift an den Kommandanten auf. Auch diese hatte keinen Erfolg — oder wahrscheinlich dachten die Leute sich dies bloß — da sie unmöglich wissen konnten, ob der Kommandant nicht wirklich dem Kontraktor Vorstellungen gemacht hat. Kurz und gut, die Gärung unter den Gefangenen nahm zu. Die Leute redeten von nichts anderem, als dem ihnen angetanen Unrecht, ermutigten sich gegenseitig, und am 19. November während des Essens im großen Saal, in dem tausend Internierte zu gleicher Zeit abgespeist werden, warf einer der Gefangenen von der Galerie einen Teller in den Saal, andere folgten und warfen ihre Bestecke nach.

Während des Essens ist stets, um die Leute zu bewachen, in je einer Ecke des Saales ein Soldat postiert, sowie sechs Soldaten bei der Türe, welche zum Küchenraum führt. Einer dieser Soldaten, durch den Lärm des zerbrechenden Tellers nervös geworden, verlor den Kopf und schoß in die Menge hinein. Alle Gefangenen suchten sich zu retten, stürzten nach den Türen und Fenstern. Die anderen Soldaten fürchteten, sie würden angegriffen und schossen ebenfalls. Die außen befindlichen Soldaten, als sie die Schießerei hörten, glaubten, daß ihre Kameraden im Saale in Gefahr seien. Als sie die Gefangenen zu Türen und Fenstern heraus sich überstürzen sahen, feuerten sie auf dieselben, töteten sechs und verwundeten 29, von welchen später noch eine Anzahl ihren Wunden erlagen. Alle Soldaten hatten den Kopf verloren, einige waren sogar auf Bäume geklettert. Die Offiziere eilten herbei, schlugen denselben mit der Faust ins Gesicht, entrissen ihnen die Gewehre und brachten nach und nach wieder Ruhe und Ordnung in das Lager. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet, die natürlich resultatlos verlief. Die Soldaten-Zeugen behaupteten, die Gefangenen hätten einen Fluchtversuch durch die Küche ins Freie gemacht (man fragt sich, welches Freie, da man von der kleinen Insel nicht entrinnen kann) und sie bedroht. Die Zeitungen wälzten natürlich alle Schuld auf die Gefangenen und schrieben, die armen Tommys schwebten auf der Insel Man in beständiger Todesgefahr.

Das Essen wurde darauf besser, auch die Behandlung der Gefangenen des oberen Camp eine weniger harte.

Montag, 22. November 1915. Wie immer interessieren mich ganz besonders die überall angeschlagenen Plakate:

Wegen Abreise sofort zu verkaufen ein Feldbett, Selfridge Fabrik. Zu erfragen bei der Café-Bar.

Ein Regenmantel gestern abhanden gekommen, dem Finder wird angeraten, ihn sofort wieder dahin zu legen, wo er sich befand. — E. Reuter, R. Baracke.

Der katholische Gottesdienst wird morgen, Sonntag, im großen Saal um ½8 Uhr abgehalten. Das Zeichen des Beginnes wird mit der Glocke gegeben.

W. Lanke, 61 E. Baracke empfiehlt sich den geehrten Herrschaften zum Stopfen, Stricken, Reinigen, sowie Reparatur aller Wämser und Wollwaren. Reelle billige Preise.

Jussuf [illegible], Levantiner, gibt Unterricht in Türkisch, arabisch, rumänisch, griechisch, italienisch und französisch. Zeugnisse früherer Schüler zur Ansicht. 1318 B Baracke.

Zwei Grammatiken und Wörterbücher, französisch und englisch, zu verkaufen. Je ein Schilling, zu erfragen bei der Bierbar.

Die Leihbibliothek ist geöffnet: Montag, Mittwoch, Freitag von 2—4 Uhr.

Wein- und Bierbestellungen für Sonntag müssen am Freitag gemacht werden, da Sonntag keine Ablieferung von der Stadt stattfindet.

Der Pariser Friseursalon auf der oberen Galerie empfiehlt sich den geehrten Herrschaften: in Frankreich geschultes Personal. Bart geschnitten und frisiert, alles nach neuester Mode, feste Preise.

Gothaischer Hofkalender für 1912 und Debretts Peerage 1913, gebraucht, aber gut erhalten, für zwei Schilling zu verkaufen. Zu erfragen in der Buchbinderei.

Heute Abend in der Schulbarracke 6½ Uhr, Vortrag von Herrn B. Zeptens über: Elektrizität und Leuchtgas als Bundesgenossen.

Schwedische Heilgymnastik. Herren, die sich dem Kursus anzuschließen wünschen, werden ersucht, sich bei Herrn Fr. Sommer zu melden.

Dienstag, 30. November 1915. Bin sehr krank. Seit acht Tagen im Bette. Unfähig zu schreiben. Wird wohl das Ende meines Tagebuches sein.

Donnerstag, 9. Dezember 1915. Der Kommandant befürchtet, ich würde sterben, der Arzt hat nach London telegraphiert, um durch das Ministerium meine Frau zu benachrichtigen, und da man aus meiner Korrespondenz ersehen hat, daß ich sehr einflußreiche Freunde in Paris besitze, erwartete man wahrscheinlich nach meinem Tod eine Untersuchung und etwelche Unannehmlichkeiten. Man hat mich daher gestern in einem Sanitätswagen nach dem Hospital geschafft. Möglich, daß dies auch nur meine eigenen Ideen sind. Vielleicht denken sie gar nicht daran und bin ich für sie einfach ein Zivilinternierter wie jeder andere.

Dienstag, 14. Dezember 1915. Der erste Eindruck des Hospitals ist ein sehr beruhigender. Modernes Gebäude mit großen Seitenflügeln, Wandelhalle, Gemüse- und Ziergarten, ganz im Freien außerhalb der Stadt gelegen. Die innere Einrichtung nach neuesten hygienischen Prinzipien, alle Zimmer ohne Ecken, der Fußboden und die Wände an den Seiten abgerundet, so daß sich kein Staub in die Ritzen einsetzen kann, anheimelndes Kohlenfeuer im offenen Kamin, außerdem Dampfheizung aller Zimmer und Korridore. Wie öfters in diesem Lande, ganz ausgezeichnet geplant, vorzüglich eingerichtet, aber durch die Unerfahrenheit und Unzulänglichkeit des Personals nicht den vollen Nutzen gewährend.

Alles Frauen, kein einziger Mann als Verwalter oder Beamter. Die Direktrice der Typus der englischen alten Jungfer, glatt wie ein Kartoffelfeld, hochnasig, unwissend in allem, was den Haushalt anbetrifft und auch was außerhalb desselben steht. Zwei Tage lang hatte ich kein Trinkwasser. — Ich mußte nach außen schicken, um mir einen Syphon holen zu lassen. Suppe, für Kranke ein so notwendiges Nahrungsmittel, ist hier gänzlich unbekannt. Stets das ewige einerlei, Beef und Kartoffeln, mit einem mikroskopischen Stückchen Brot und als Nachspeise Pudding oder was man Pudding nennt, — ich glaube, man macht ihn einmal das Jahr, wie das Sauerkraut, — in Wasser abgekochter Reis mit Apfelmus darüber. Der englischen Arbeiterklasse und dem Kleinbürgertum ist Suppe etwas völlig ungewohntes. Ich fragte meine Krankenwärterin, ob sie selbst denn niemals zu Mittag Suppe nehme. Sie sagte:

Oh ja, einmal in Liverpool in einem italienischen Restaurant habe ich Suppe genommen, aber ich kann wirklich nicht sagen, daß sie mir gut geschmeckt hat.

Ich zahle hier drei Pfund die Woche und bekomme dafür das Zimmer mit Bedienung und die Kost. Die letztere ist vollständig ungenügend, ich muß fast alles von draußen kommen lassen. — Da mir der Mangel der Suppe sehr empfindlich ist, hatte ich mich auch bei der Direktrice betreffs derselben und die für einen Kranken ungeeignete Kost beschwert; erhielt darauf zur Antwort:

Sie müssen bedenken, Herr Doktor, Sie sind hier nicht in einem Hotel ersten Ranges.

Ich erwiderte, daß ich das schon längst gemerkt hatte. Ein Engländer versteht keine Ironie. Man kann ihm dasselbe nur durch eine chirurgische Operation in seinen Schädel bringen.

Das alles ist jedoch nichts gegen die so wohltätige Ruhe. Allein, endlich allein, nach Monaten, während welchen ich nicht den kleinsten Winkel hatte, um mit mir selbst zu bleiben. Dazu die angenehme Wärme, das reinliche helle Zimmer, der Gedanke, nicht bewacht zu sein, und freundliche Mädchengesichter. Das Ideal der Engländerin der Mittelklasse ist Nurse zu werden. Das kleidsame Kostüm macht sie auf der Straße bemerkbar und reizt gerade durch seine Einfachheit die Männerwelt. Viele Nurses machen glänzende Partien. Man findet unter denselben auch sehr gebildete Mädchen, fast alle Suffragetten oder Sozialistinnen, sehr selbständig, etwas herablassend den Kranken gegenüber, wie dies übrigens im englischen Frauencharakter liegt.

Diese Nurses müssen eine dreijährige Lehrzeit durchmachen, um ihr Diplom zu erhalten. Im ersten Jahre gibt man ihnen überhaupt keinen Gehalt, selbst die Uniform müssen sie aus eigenen Mitteln bestreiten. Im zweiten Jahre gibt man ihnen ein Pfund den Monat mit freier Kleidung. Trotzdem finden sich beständig mehr Bewerber, als Platz da ist, denn ihre Beschäftigung ist weniger monoton, wie die vieler anderer Berufe, mehr wissenschaftlich, was vielen Frauen zusagt.

Mittwoch, 15. Dezember 1915. Im Korridor, wo ich auf einem Fahrstuhl liege, während man mein Zimmer reinigt, treffe ich einen englischen Vaterlandsverteidiger in Khaki, der seine Pfeife raucht. Er hat den Arm in der Binde. Ich suche ihn ins Gespräch zu ziehen, frage ihn, wo er verwundet wurde. Brummt und schaut mich mißtrauisch an. Will sich über mich lustig machen, denkt er. Ich offeriere ihm ein Glas Rotwein, das einzige Getränk, das ich habe. Schlaffes Zeug, nennt er es. Nach tagelangem Versuche ist es mir doch gelungen, ihn zu zähmen. Tabak war das Mittel, um nach und nach seine Lebensgeschichte herauszubringen. — Er kommt von London, war Dockarbeiter.

Sehen Sie, ein faules Geschäft, manchmal zwei Tage Arbeit, daß man nicht aus dem Schwitzen herauskommt, und dann zehn Tage faulenzen. Da muß man jeden Morgen vor den Toren der Docks in Haufen stehen, sich drängen und stoßen und wird dann nach Hause geschickt: Für heute bereits die genügende Anzahl Arbeiter angenommen.

Was will man tun, — man ist da zu Hunderten bei einander, bleibt also zusammen und geht in das nächste Wirtshaus, um die Zeit tot zu schlagen. Im Sommer ist das nicht so schlimm, da trampt man einfach auf ein paar Monate über Land; zu schlafen und zu essen findet sich überall Gelegenheit, auch Tabak bekommt man öfters geschenkt.

Als der Krieg ausbrach, ging es mir sehr schlimm, so ließ ich mich halt anwerben, bekam sofort etwas Geld in die Hand, gut zu essen und anständige Kleidung.

Montag, 20. Dezember 1915. Ich werde hier wie ein Privatmann behandelt, denn alle im Zivilhospital Befindlichen sind von den Gefangenenlisten gestrichen. Ich habe bereits früher erwähnt, daß der Grund dieser Maßregel darin liegt, daß dadurch die Sterblichkeitsziffer der Gefangenen zum Scheine vermindert wird.

An demselben Tage kamen mit mir acht andere Gefangene, welche schwer krank waren, nach dem Hospital. Fünf sind in den drei ersten Tagen sofort gestorben; jetzt wird wohl bald die Reihe an die noch übrigen vier kommen. Ich kann hier alle Zeitungen erhalten und lasse mir die „Times", „Daily Telegraph", „Morning Post" und „Manchester Guardian" regelmäßig zustellen. Letztere ist zur Zeit die einzige anständige Zeitung in England. Merkwürdig ist der Mangel an jedwedem kritischen Sinn der Leser, denn sonst würden sie sich sicher solch unglaublichen Blödsinn nicht täglich auftischen lassen, diese tägliche Aufzählung von in den Redaktionsstuben ausgeheckten Schandtaten des Gegners, alle die Erfindungen, Entstellungen, welche in ein förmliches System gebracht sind! Man sollte glauben, ein jedes zwölfjähriges Kind müsse darüber in ein lustiges Lachen ausbrechen und selbst den allerdümmsten der Leser endlich zur Besinnung bringen.

Ein überaus charakteristisches Beispiel der systematischen Vergiftung der Volksmeinung in England ist die folgende Zuschrift, welche sich die Redaktion der Londoner „Morning Post" nicht gescheut in ihre letzte Nummer (19. Dezember) aufzunehmen und sogar mit einem bestätigenden Titel zu versehen. Ich habe mir dieselbe ausgeschnitten und gebe sie hier wieder:

Pakete, die niemals an ihre Adresse gelangen.

An die Redaktion der „Morning Post":

Ich möchte Ihnen hiermit den Fall eines meiner Freunde unterbreiten, welcher sich in Deutschland als Kriegsgefangener befindet. Seine Familie hat ausgefunden, daß man ihm nicht ein einziges der Pakete, welche ihm von seinem Vater, seiner Frau und seinen Kindern zugesandt werden, ausliefert. Drei Ueberzieher und alle möglichen sonstigen Gegenstände wurden von den Deutschen weggenommen, den ganzen letzten Winter und auch diesen Winter blieb er ohne Ueberrock. Die Deutschen benachrichtigten ihn, daß die Pakete angekommen, aber weigerten sich, ihm dieselben auszuhändigen: dieselben sind für gute Deutsche notwendig und nicht für euch englische Schweine. Dies waren ihre Worte.

Ihr ergebener
William Farren,
7 Cambridge Road, Wimbledon

Wird wohl in den meisten Ländern dasselbe sein. Ueberall die Lüge als unumschränkte Herrscherin auf allen Gebieten. Nichts ist zu groß, nichts zu klein, nichts zu unbedeutend, um erfunden, entstellt, gefälscht zu werden. Und diese Tätigkeit ist eine gut bezahlte, zieht daher die Talente an sich und wirkt als das allerverhängnisvollste Agens unserer ganzen Zeit. Wer hätte vor zwei Jahren diesen plötzlichen Zusammenbruch aller Ideale der Kulturmenschheit für möglich gehalten. Auf fünfzig Jahre hinaus wird dieser Weltkrieg und seine Folgen jeden Zivilisations-Fortschritt, jede moralische Vervollkommnung der Menschheit unmöglich machen. Der technische Fortschritt wird wohl dadurch nicht aufgehalten werden, aber an diesem ist mir blutwenig gelegen. Daß wir uns auf die Entfernung von hunderten von Meilen unterhalten, hundert Kilometer die Stunde dahinrasen oder ein Geldstück im geschlossenen Portemonnaie mit den Röntgenstrahlen beleuchten können, ist für mich fast bedeutungslos. Ich gehe eben so gern wie früher zu Fuß und verzichte noch viel lieber auf das Telephon. Ein wirklicher Fortschritt ist dies durchaus nicht. Das Bejammernswerte, das zum Wahnsinn treibende dieses Krieges ist der Gedanke, daß, wenn wir alle diese unglaublichen Opfer, Energieentfaltung, Mut, Initiative, Organisationsgaben, den Verbrauch an Menschen, an Material und an Geldmitteln zu konstruktiven statt zu destruktiven Zwecken benützt, wir das Antlitz der ganzen Welt geändert, alle als Träume, als Utopien bisher verlachten Weltprojekte verwirklicht hätten, die Erde zu einem blühenden Garten gesunder, zufriedener und glücklicher Menschen gemacht hätten.

Mittwoch, 22. Dezember 1915. Ich habe noch einen anderen Tommy auf dem Korridor kennen gelernt, einen recht interessanten Mann. Er ist hier auf der Insel geboren, war früher Schullehrer und Sozialist. Er wurde von seinem Schulrat unter Androhung des Verlustes seiner Stellung gezwungen, sich bei Beginn des Krieges anwerben zu lassen. Nach Belgien geschickt, erhielt er dort eine Kugel ins Bein, von welcher Verwundung er sich hier auskurieren soll. Er kommt fast jeden Tag auf eine halbe Stunde auf mein Zimmer, um sich mit mir zu unterhalten. Sagte mir:

Wir alle sehen den Zweck des Krieges nicht ein. Ich meine damit, wir englischen Soldaten an der Front und nicht die grimmigen Helden der wohlgeheizten Redaktionsstuben.

Wir sprachen über die Organisation der Lüge, die verderbliche Macht der Presse auf den Volks- und Einzelcharakter.

Als Beispiel, wie der Krieg und die Zeitungs-Propaganda der Lüge selbst die besten Charaktere verwandelt, erzählte er mir folgendes:

Einige Tage vor meiner Verwundung sprach ich mit unserem Feldkaplan, einem alten herzensguten Geistlichen, der fast sein ganzes Leben in den Londoner Slums der Armen und Elenden gewidmet hatte, von einem nächtlichen Ueberfall, den wir auf deutsche Patrouillen gemacht hatten und ich fügte hinzu: Ich glaube, wir haben ungefähr sechzig Deutsche getötet.

Nicht mehr? sagte er mir mit wirklichem Bedauern und Enttäuschung. — Hätte ich ihm sagen können, wir hätten damals statt sechzig, sechshundert mit unserem Bajonett durchbohrt, oder mit den Kolben die Schädel eingeschlagen, so hätte er, ein christlicher Priester, mit freudigem Behagen auf seinem ganzen Gesichte, sich die Hände gerieben. Und dabei war er ein herzensguter Mensch.

Freitag, 24. Dezember 1915. Heute Weihnachtsabend. Ich bin allein, höre die Nurses, welche am Ende des Korridor ein Gesellschaftszimmer für sich haben, auf dem Klavier hämmern, singen und tanzen. Wir haben einige invalide Soldaten im Spital und das farbige Tuch übt auch in England seine Anziehungskraft aus. Sie sind alle Helden, namentlich, wenn sie wieder zu Hause sind.

Der einzige, der an mich denkt, ist Kallenbach. Ich bekam vor einer Stunde einen herzlichen Brief von ihm mit dem großen Band der Tolstoi-Biographie als Weihnachtsgabe.

Ich glaube nicht, daß ich davon komme; als Mediziner weiß ich das und suche mir deshalb auch keine Illusionen zu machen. Merkwürdig, wie wenig mich das auch berührt. Ich hatte früher immer gedacht, daß jeder, absolut jeder, ohne eine einzige Ausnahme, vor dem Unbekannten, vor dem Nichts, Grauen haben müsse. Ich verspüre davon nicht das Geringste und was ich hier schreibe, ist ganz aufrichtig. Nicht einmal Neugierde. Ich glaube, das zunehmende Alter gibt uns in dieser Beziehung eine Art Dämmerungsgefühl, ähnlich wie der den Tag hart Arbeitende und sehr stark Ermüdete für nichts anderes Sinn hat, als ins Bett zu kommen, ruhen zu können, — zu schlafen. Das beste Konzert, Theater, alle Reize in der Welt sind uns alsdann gleichgültig. Ebenso wird wohl bei dem herannahenden Tode unser einziger Wunsch der der Ruhe sein, — endlich von all dieser fiktiven Tätigkeit, diesen Mühen, Sorgen erlöst zu werden.

Ich hatte stets die Ueberzeugung, das Leben sei nicht wert, gelebt zu werden. Kampf, Feindschaft, Plagen, und wozu? Was ist der Unterschied in hundert Jahren? Ob gelebt, ob nie gewesen, — selbst der Staub ist verschwunden und hat längst im Kreislauf der Natur hundertmal seine Gestalt geändert.

Etwas Gutes hat doch die Ruhe, die ich hier genieße. Im Bette liegen zu können, stundenlang an die Decke schauend, ohne jemand um mich: Ich mache Inventar meiner geistigen Errungenschaften und Verluste, — was der Krieg und die letzten Jahre von meinen Ueberzeugungen übrig gelassen oder geändert.

(Schluß folgt.)

Tierfrühling.

Einen Monat schon regnet es ununterbrochen. Unter grauen Fäden, wie unter einem Spinnennetz liegt die Erde: eine große schwarze Fliege. Die Maggia rauscht, gelb geschwollen. Ein tropischer Salamander durchstürzt sie das Tal. Noch glänzt auf ihren Schaumkämmen das grüne Eis des Lasolinogletschers.

Der Gheridone speit vulkanisch Wolken aus seinem Schneemaul.

Schon blättert die rote Blüte der Mandel. Die violetten Glyzinen zerfallen. Die Kirsch- und Birnenbäume verblühen — sie sahen noch keinen Sonnenstrahl, der erst der Frucht im Herbst sich offenbaren wird.

Die Inseln von Brissago schwimmen wie tote Wasserkäfer — mit dem Bauch nach oben.

In einer Konifere zwitschert ein Amselnest. Die Smaragdeidechsen, kleine Drachen der Vorzeit, rascheln mit blauer Kehle und grünem Schlangenkörper durch das Delta oder die vom Herbstlaub des vergangenen Jahres noch verschütteten Hänge Montis.

Ein Kuckuck singt im Nebel.

Wie lange noch? Wie lange noch? Weissage, Kuckuck!

Unaufhörlich, unzählbar stößt er seine Schreie in den Regen.

Vielleicht ist's nur ein künstlicher, ein Kuckuck aus Ton, mit dem ein Kind aus dem Haus da drüben sich vergnügt, unwissend, daß es Schicksal spielt.

Schwerfällig schleicht ein schwarzer Molch mit gelben Tupfen, einen Regenwurm im Maul, über den feuchten Weg.

Zwei Grillen gehen zirpend, im Kampf um das Weibchen, aufeinander los.

An der Mauer der Storvion hebt den Stachel gegen einen roten Franzosenkäfer.

Und riesig entfaltet in der Dämmerung in einem Augenblick, da der Regen nachläßt, das Wiener Nachtpfauenauge die braunen Fittiche.

Die Gegenrevolution in Budapest.

Die rötesten Radikalen ergreift blasse Furcht.—Hetze gegen Juden und Klerikale. — „Sofort aufhängen." — Der Kampf mit den Donaumonitoren. — Meuternde Regimenter. — Der Terror der Minderheit.

Von Rudolf Riesenmey.

Budapest, Ende Juni.

Schon seit einigen Tagen sprach man in Budapest von einer bevorstehenden Gegenrevolution. Die Bewohner redeten schon ziemlich offen über die Unfähigkeit der Regierung, bessere Zustände herbeizuführen, und die Regierungsartikel in der Presse taten das ihrige, um den Unwillen der Bevölkerung zur Siedehitze zu bringen. Ihre vollständige Unfähigkeit wollten die Genossen Kun u. Co. natürlich nicht einsehen, und so legten sie die Angriffe gegen die Räteregierung als Aufreizung zum Pogrom und Rassenhaß aus. Die Ursache der Erbitterung lag und liegt noch heute einzig und allein in der Schreckensherrschaft, unter der Ungarn seit drei Monaten leidet. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die die Räteregierung zur Milde mahnten; aber alles blieb erfolglos!

Bereits am Sonntag, den 22. Juni, konnte man sich im Soviethaus von der Unsicherheit der Lage überzeugen. Es wurden überall verstärkte Verteidigungsmaßnahmen getroffen, und das Gespräch der Kommunistenführer drehte sich immer um die Gegenrevolution. Die schlimmsten, unkontrollierbaren Gerüchte zirkulierten: Man sprach davon, daß das Soviethaus („Hungaria"-Hotel) unterminiert sei; auch erzählte man sich, daß eine Aktion von der Donau aus, durch die Schiffsarbeiter, unternommen wurde; wieder andere wußten zu berichten, daß oben in Ofen (Buda), an geheimen Stellen, Artillerie aufgestellt sei, die, sobald die Aktion losginge, den Sitz der Räteregierung zusammenschießen werde. Besonders ernst wurde die Situation, als die seit einiger Zeit in Gödöllö (dem Sommerwohnsitz des Exkönigs Karl) einquartierten Terroristen — aber allgemein bekannt als „Leninbuben" — plötzlich mit schwerbewaffneten Lastautomobilen wieder in der Stadt auftauchten, um die Wache im „Hungaria" zu übernehmen. Diese Leute, die sich aus der Haft befreiten Mördern und Dieben rekrutierten, sind die einzige Stütze der Sovietmacht in Ungarn. Sie benehmen sich überall äußerst frech, stehlen wann und wo sie nur können und tragen manchen Mord auf dem gestorbenen Gewissen. Erst in den letzten Tagen hat man einem jeden von diesen „Leibgardisten" wieder eine Summe von 10,000 Kronen in Gold — das den Kapitalisten abgenommen wurde — ausbezahlt.

Am 24. Juni brachte die Morgenausgabe des von der Presseabteilung der Regierung redigierten „Pester Lloyd" einen Befehl des „Militärkommandanten" von Budapest, Joseph Haubrich, der das Standrecht über die Stadt verhängte. Darin stand u. a. folgender Passus zu lesen: „Ich fordere die Proletarier und in erster Reihe die arbeitenden Frauen auf, dem verbrecherischen Bunde des um sein Vermögen klagenden jüdischen Kapitals und des um seine Macht zitternden Klerus nicht aufzusitzen (!) und sich nicht als Werkzeug gegen die Proletarierbrüder andern Glaubensbekenntnisses ausnützen zu lassen . . ." Interessant ist es, zu wissen, daß es die wirklich sozialistischen Arbeiter und Soldaten sind, die die Revolution herbeiführen wollen, weil sie ihr Land dem Abgrunde nahe sehen und es retten wollen! Die „Vörös Ujsag" (rote Zeitung) schrieb am gleichen Tage zur Erörterung der gegenrevolutionären Umtriebe an leitender Stelle u. a. folgendes: „Sollen wir warten, bis die Gegenrevolution uns über den Kopf wächst und, übermütig geworden, offen auf die Straße läuft? Wird ihre Bekämpfung nicht viel mehr Blut erfordern? Auf jedem Platze die geeignete Methode, an jede Stelle den geeigneten Menschen. Der niederträchtigen Gegenrevolution das Standrecht, zur Niederringung der Gegenrevolution Tibor Szamuely!!! . . . . Dieser Name bedeutet Schrecken und Angst für Budapest. Er war schon in Rußland, und scheint dort eine gute Schule für Verbrecher besucht zu haben. Er war es, der letzthin im Komitat Oedenburg sieben angebliche Gegenrevolutionäre füsilieren und dann vor der Kirche aufhängen ließ. Und ein Vertrauensmann dieses Volkskommissärs für Unterricht (wohl für Schwerverbrecher!) erzählte mir von seinem Freunde Szamuely, daß er letzthin, als er beim Rasieren gefragt wurde, was man mit drei Verdächtigen tun solle, geantwortet habe: „Aufhängen!", und als man ihm nahelegen wollte, eine Untersuchung zu veranlassen, soll er mit dem Fuße gestampft und zornig ausgerufen haben: „Sofort aufhängen." Ein Menschenleben gilt diesen idealen (!) Kommunistenführern nicht viel.

Am Dienstag, vormittags, wurden in den Straßen Flugzettel verteilt, die die Abdankung der Kommunistenregierung und eine rein sozialistische Regierung forderten. Ein Kolporteur hatte das Mißgeschick, einen dieser Aufrufe dem Präsidenten des Revolutionstribunals zu geben; er wurde verhaftet und sofort hingerichtet.

Der gegenrevolutionäre Putsch begann am Dienstagnachmittag gegen 1 Uhr (Sommerzeit!). Ein Bekannter, ein ehemaliger Großindustrieller, stieß auf mich auf dem kurzen Wege, den ich von meinem Hotel aus nach dem „Hungaria"-Hotel machen mußte, um zum Mittagessen zu gehen. Er war sehr erregt und meldete mir, daß soeben auf das von in der Sommerfrische weilenden „Volkskommissärinnen" bewohnte Grand Hotel, auf der in der Donau liegenden Margareteninsel vier Salven abgegeben worden seien. Im Soviethaus fand ich die größte Aufregung. Alle Zugangsstraßen waren von den Leibgardisten bewacht, überall waren Maschinengewehre aufgestellt und lagen Handgranaten umher. Die Volkskommissäre saßen mit umgegürteten Revolvern bei Tisch und waren äußerst aufgeregt. Als ich das Hotel — es war gegen halb 4 Uhr — verließ, standen in den Straßen mit Maschinengewehren armierte Lastwagen. Große Menschenmengen gingen auf dem Donaukorso auf und ab, sprachen erregt miteinander und gestikulierten mit den Armen. Ich mochte kaum eine Stunde in meinem Hotel („Dunapalota", es liegt fünf Minuten vom Soviethaus) gewesen sein, als auf der Straße unter meinem Fenster ein Automobil nach dem andern vorbeiraste und nach der Kettenbrücke einlenkte. Gegen 6 Uhr fielen die ersten Schüsse. Sie wurden beim „Hungaria"-Hotel abgegeben, andere von Gardisten, die in den Straßen patrouillierten, auf Menschenansammlungen. Um die Vorkommnisse besser beobachten zu können, ging ich mit einem neben mir wohnenden und der hier im Hotel weilenden italienischen Waffenstillstandskommission zugeteilten Oberleutnant auf die Straße. Um 6 Uhr 15 meldete man plötzlich die Ankunft eines von den Gegenrevolutionären besetzten Monitors. Er wurde von der Kettenbrücke und von den Ufern aus von Rotgardisten mit Maschinengewehrfeuer belegt. Das Feuer wurde von den Gegenrevolutionären plötzlich ebenso stark erwidert. Das reinste Gefecht kam in Gang. Die Leute rannten durch die Straßen, Kinder schrien, Frauen und alte Männer brachen, ohnmächtig vor Schrecken, zusammen und mußten in den nächsten Hausgang geschafft werden. Da kamen noch zwei weitere Monitore die Donau herauf, die die ungarische Flagge neben der roten gehißt hatten. Das Schießen wurde geradezu unheimlich: man konnte nicht mehr unterscheiden, wo geschossen wurde — es war ein einziges, ununterbrochenes Knattern. Wir waren zurück in unser Hotel geflüchtet. In der Halle, auf den Treppen, in den Korridors, in den Zimmern war die größte Aufregung; zwei alte Damen und ein Herr der Aristokratie mußten ohnmächtig auf ihr Zimmer getragen werden. Der hier, nach vierwöchiger Haft, internierte und von zwei Detektiven bewachte, neunzehnjährige Erzherzog Karl Franz von Habsburg (der Sohn von Erzherzog Joseph) war ganz blaß und zitterte am ganzen Körper. Plötzlich hörte man fünf aufeinanderfolgende, dumpfe Kanonenschüsse: die Monitore hatten das Soviethaus beschossen und auch — wie ich nachher feststellen konnte — getroffen, zwei Zimmer waren vollständig demoliert; getötet oder verletzt wurde niemand. Darauf setzte ein wirkliches Trommelfeuer ein, und in allen Gassen und Straßen knallten Schüsse. Erst gegen 7 Uhr kehrte einigermaßen wieder Ruhe ein. Ich wagte mich auf die Straße und sehr bald fanden sich weitere Neugierige ein; das erste, was mir auffiel, war, daß sämtliche am Budaer-Ufer verankerten Donaudampfer die ungarische Nationalflagge gehißt und die rote Fahne eingezogen hatten. Man glaubte, daß die Gegenrevolution geglückt sei. Leider war das nicht der Fall. Denn als sich immer mehr Leute nach dem Hotel „Hungaria" begeben wollten, traten die „Leninbuben" in Aktion: gruppenweise zogen sie — dem Publikum alle Schnoddrigkeiten zurufend — mit umgehängtem Gewehr und dem Revolver in der Hand durch die Straßen, zwangen die Leute in die Häuser und schossen nach den Fenstern, wenn es jemand wagte, auf die Straße zu sehen. Selbst den ausländischen Gästen gegenüber, die in unserm Hotel wohnten, waren sie von einer Frechheit ohnegleichen, bis ich mit Protest einlegte.

Gegen halb 9 Uhr ging ich zum Nachtmahl wieder ins Soviethaus. Ich fand vor dem Eingang eine zehnfach verstärkte Wache aus dubiosen, wild dreinblickenden Elementen. Sie lachten und gröhlten und rauchten prima Zigaretten und Kopfzigarren. Das Wohlleben war ihnen vorläufig ja noch gesichert! Im Korridor fand ich den früheren Wiener Gesandten, Dr. Bolgar, der seinerzeit, beim Putsch auf das ungarische Gesandtschaftsgebäude an der Bankgasse, in das Franziskanerkloster entführt worden war. Er war mit den Kommunistengenossen und -Genossinnen, die besonders stark vor Aufregung zitterten, in erregtem Gespräch. Ich suchte dann den Pressechef auf (Redakteur Saxe, ein Sozialist), der mir von seinem Balkon aus einen toten „Bourgeois", einen Arzt, zeigte, der auf der Straße vor dem Hotel stand, als die Monitore dieses beschossen. Er soll ein weißes Taschentuch hervorgezogen und gerufen haben: „Nieder mit Bela Kun", als ihn das tödliche Blei eines Terroristen erreichte. Er lag in der Gosse, auf dem Rücken, Hände und Beine ausgestreckt, und wurde dann später einfach in die Donau geworfen.

Gerade als ich in den Speisesaal gehen wollte, war wieder Alarm. Einer der Monitore, die flußabwärts verschwunden waren, kam wieder in Sicht. Wieder begann das Knattern der Maschinengewehre. Die Leute rannten im Hotel kopflos umher, die Frauen und Kinder verzogen sich in den Keller, nur die Gardisten machten sich, sichtlich voller Freude, kampfbereit. Ich fand es ratsam, aus dem Haus zu gehen. Keine zwanzig Schritte konnte ich gegangen sein, als das Gefecht wieder in vollstem Gange war. Mit einigen Gardisten flüchtete ich mich, an die Donauquaimauer, in Deckung. Da das Schiff (stark gepanzert) ständig unter Maschinengewehrfeuer war, kamen die Kanonen diesmal nicht zum Schuß. Es fuhr, immer von beiden Ufern beschossen, donauaufwärts nach der Margaretheninsel.

Im Hotel „Hungaria" fand ich, um halb 10 Uhr, beim Nachtmahl die Kommunisten zuversichtlicher gestimmt. Sie sprachen davon, die Geiseln wieder einzuziehen und Artillerie herbeischaffen zu wollen. Die Straßen waren, als ich nach meinem Hotel zurückging, nur von Terroristen belebt. Ich mußte meine Legitimation beständig in Händen halten, um passieren zu können. Nur noch vereinzelt fielen da und dort Schüsse.

Im Hotel war schon alles zur Ruhe gegangen; nur noch ein italienischer Offizier und ich waren im Korridor und rauchten, als bleich und zitternd, gegen 11 Uhr, Bela Kun mit einigen Genossen erschien. Er wagte es nicht, diese Nacht im Hotel „Hungaria" bei seinen „Getreuen" zu schlafen, sondern logierte nahe bei den Zimmern der italienischen Mission . . .

Als ich am Mittwoch morgen, um halb 6 Uhr, auf die Straße ging, fand ich diese noch leer, was an den vorhergehenden Tagen nie der Fall gewesen war. Auf den Masten der Donauschiffe wehte wieder die rote Fahne. Ein Terrorist, dem ich begegnete, erzählte mir prahlend, daß in der Nacht wieder 1500 Geiseln ins Gefängnis gesteckt worden seien. Zudem habe man zwei Offiziere der ehemaligen österreichisch-ungarischen Armee, die auf patrouillierende Gardisten geschossen haben sollen, zuerst halb tot geprügelt und dann in die Donau „geschmissen".

Punkt mittags um 12 Uhr, als ich im „Hungaria"-Hotel mich zum Essen setzen wollte, war wieder Alarm. Näher und näher kam das Schießen, und von Mund zu Mund ging das Schreckenswort: Monitor. Aber jetzt kamen drei armierte Boote angefahren, und trotz dem starken Kugelregen bequemten sie sich nicht so schnell, umzukehren. Alles rannte mit Gewehren und Handgranaten hinaus, ausgenommen die Frauen mit den Kindern, die sich auf die rückwärts gedeckten Zimmer verzogen. Mit „gutem" Beispiel gingen einige russische Kommunisten und Kommunistinnen mit Gewehren bewaffnet den Kämpfenden voran; die weiblichen russischen Gäste fallen namentlich durch ihre kurzgeschorenen Haare auf. In den Straßen herrschte natürlich wieder große Aufregung. Auf der Kettenbrücke waren diesmal vier Kanonen aufgestellt, die aber nicht feuerten, da man die Schiffe nicht versenken, sondern die Meuterer lebend fangen will. Der Kommandant der Flotille, der die Unvorsichtigkeit beging, den Kopf zu weit hinaus zu strecken, wurde getroffen und soll getötet worden sein. Nach etwa einer halben Stunde waren die „Ruhestörer" wieder verschwunden.

Wie man nachträglich erfahren hat, haben auch die Soldaten der Engels-Kaserne gemeutert; die ersten Schüsse der Gegenrevolution sollen von dort ab abgegeben worden sein. In der Josephstadt hatten die „Weißen" in der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch unter der Führung von gewesenen Husarenoffizieren die Budapester Telephonzentrale besetzt. Es kam dort zu heftigen Kämpfen, bei welchen es gegen 70 Verwundete gab. Die Gegenrevolutionäre mußten sich aber gegen Mitternacht ergeben. Starke Patrouillen durchzogen die Gassen bis Tagesanbruch.

Lange hatte man versucht, den Kommunismus in Ungarn als ein Befreiungswerk zu schildern, und man zeigte mir, was schön und gut war. Nun ich aber Zeuge der Schreckensherrschaft war, kann ich nicht anders, als auch das zu sagen, was ich gesehen habe und was wirklich geschehen ist, und das nicht nur — wie die Kommunisten gerne und immer behaupten — in der Fabel lebt.

Es wäre wirklich höchste Zeit, daß man in Ungarn eingreifen würde; die jetzige Regierung stützt sich auf eine verschwindend kleine Minorität, die ihre Gewalt mit Terror aufrecht erhält. Quousque tandem? . . .

Der Kunstsalon der Königinnen.

Eine eigenartige Ausstellung wurde dieser Tage in Paris eröffnet. Der Reinertrag soll jenen Belgiern zugute kommen, die durch den Krieg ihr Hab und Gut verloren haben. Die Ausstellung enthält nur Werke, die von Frauen aus königlichem Geblüt gemalt oder modelliert worden sind. Als das schönste Bild der Sammlung nennt die Pariser Presse, vielleicht nur um einer hohen „Bundesgenossin" gehörig zu schmeicheln, ein von der Königin Alexandra von England ausgestelltes Gemälde, das das Schloß Windsor im hellsten Sonnenschein darstellt. Interessante Bildnisse haben zwei Prinzessinnen, gleichfalls Mitglieder des englischen Königshauses, zur Ausstellung gesandt; es handelt sich um die Bilder der Herzoginnen von Somerset und Westminster sowie um das Bildnis der Lady Fenton, der Gattin des im Laufe des Krieges sehr häufig genannten britischen Admirals. Man versichert, daß auch diese Bilder durchaus nicht dilettantisch gemalt seien. Hübsch und geschmackvoll soll ein von der Königin von Rumänien gemaltes Bild sein. Es stellt einen von rosa und weißen Blüten übersäten Baum, der ein wenig beschneit ist, dar. Nach dem Ausstellungsschluß in Paris soll der „Salon der Königinnen" nach Amerika gebracht und in allen großen Städten der Vereinigten Staaten gezeigt werden.

Nimm die Blüten dankerfreut,
Die das Leben wird bescheeren,
Und wenn es dir Früchte beut,
Mußt du sie geschwind verzehren.

*

Wäget recht und gleich,
So werdet ihr selig und reich.

Die nächtliche Sonne flammt und zuckt, und die brechenden Augen spiegeln sich wieder, in seligem Bewußtsein, das sie Gott geschaut. — — —